150 Jahre Lehrerseminar Küsnacht

1982 konnte das Kantonale Lehrerseminar in Küsnacht sein 150jähriges Bestehen feiern. Prof. Dr. Christian Schmid verfasste zu diesem Anlass eine Geschichte dieses Instituts, die im Spätsommer herauskam. Des Anlasses gedenken die «Küsnachter Jahresblätter» auf andere Weise: Der Zürcher Oberländer Dichter Otto Schaufelberger hat 1978 einen Roman geschrieben «Küsnacht bleibt Küsnacht», der bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist. Wir publizieren aus diesem Werk ein Kapitel, in dem Schaufelberger einige Lehrerpersönlichkeiten aus der Zeit des Ersten Weltkriegs beschreibt, die sicher noch vielen Küsnachtern der älteren Generation ein Begriff sind.

Unsere neuen, aber meist älteren Lehrer

Zuerst wende ich mich *Prof. Dr. J. U. Hubschmid* zu, dem bereits kurz angeleuchteten rothaarigen Gelehrten, der sich der Erforschung alter und neuer Sprachen verschrieben hatte. Er, der damals erst 33 Jahre zählte, war Berner, sprach auch einen unverfälschten Berner Dialekt, war Sohn des Pfarrers von Madiswil und Guggisberg. Er verehrte Jeremias Gotthelf, aber auch Simon Gfeller und Rudolf von Tavel, besass nähere Kenntnisse über den Maler Albert Anker und rühmte sein Bern als kulturell-politischen Vermittler zwischen deutsch und welsch. Später unterrichtete er mich – das Fach war fakultativ – auch im Italienischen und machte unsere Gruppe, soweit die Zeit es gestattete, mit der italienischen Literatur vertraut, so mit dem gewaltigen Dante, mit den «promessi sposi» des Dichters Manzoni, sparte aber auch nicht mit skeptischen Hinweisen auf den damals modernen, beschwingten Lyriker und politischen Abenteurer Gabriele d'Annunzio.

Als Pfarrerssohn und wohl vor allem als ein zu Wohlwollen und Güte vorausbestimmter Mensch entpuppte er sich hie und da als Alkoholgegner. Ich führe es wohl zu Recht auf den «Abstinenzapostel» zurück, dass ich bis über das 18. Altersjahr hinaus ohne einen Tropfen Weins oder eines Schäumchen Biers auskam, trotz manchen gegenteiligen Einflüsterungen. Wieso ich dann mit «Zeit und Gelegenheit» doch Konsument eines guten «Tropfen» Rotweins und grösserer Einheiten an Gerstensaft wurde, lässt sich besser in einem andern Zusammenhang erklären. Ich habe es aber wahrscheinlich Hubschmid zu verdenken, dass heute noch ein Rest schlechten Gewissens mit im Spiele ist, wenn ich wähne, die sogenannten «Durstlöscher» geniessen zu müssen. Ich gebe mich also nicht so ungehemmt den Trinkfreuden hin wie die Mitglieder der illustren «Confrérie des Chevaliers du tâte-vin», die im Schloss de Vougeot an der «Côte d'or» in ihren leuchtenden Originalkostümen sich versammeln. Man sagte mir dort, dass die meisten Botschafter in Paris, ja sogar der Abgesandte Moskaus, zu jenem

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

exklusiven Bund gehörten und zu verschiedenen Malen des Jahres im Burgund zusammenkämen.

Diesen Professor Hubschmid, den wir wegen seines rötlich schimmernden Bartes «Rouget» nannten, schloss ich freudig in mein noch jugendlich-entflammbares Herz, denn wir zwei verstanden uns von Anfang an gut. Ich bemerkte bald, dass er nicht nach genau festgelegtem Fahrplan seine Stunden aneinanderreihte. Von einer systematischen Methodik war wenig zu spüren, da er als begnadeter Vielwissender einfach aus dem Vollen zu schöpfen vermochte.

Zu Beginn der Stunde hatte dieser oder jener Schüler einen Kurzvortrag zu halten. In der Kritik über das Gebotene wurde die Qualität der Wiedergabe besprochen, natürlich unter der sanften Führung des Lehrers. Mit Eindringlichkeit nahm sich dieser aber auch der Aussprache des «Redners» an. Die meisten von uns hatten umzulernen, denn Rouget bestand auf einem einwandfrei gesprochenen Deutsch. Aber wie manchmal blieben wir bei irgendeinem Thema hängen, das er mit seiner Überlegenheit von allen Seiten her beleuchtete. Weil damals der Erste Weltkrieg die meisten Menschen auf irgendeine Weise in Beschlag nahm, landeten wir meistens wieder bei Stellungnahmen zum aktuellen Geschehen. Trotz der staatlichen Neutralität unseres Landes kümmerte sich Hubschmid wenig um diese. Für ihn gab es eine Neutralität der Gesinnung einfach nicht. Scheuklappen und Maulkörbe missachtend, befliss er sich seines freien Willens, Wollens und Wortes und prangerte mit erfrischender Ungeschminktheit die Mentalität der Alldeutschen, des sturen preussischen Junkertums an, welches noch an seinem Pluralstimmvorrecht festhielt; aber ebenso tadelte er die Tolpatschigkeit der engstirnigen, ultrakonservativen Habsburger Politik, die mit ihren aggressiven Absichten gegenüber dem Slawentum seiner Meinung nach den Weltkrieg verschuldet und das grosse Elend über unsern Kontinent gebracht hatte.

Wie atmete ich auf, dass ich meinen Rücken endlich gestärkt fühlte, denn in Wald im Oberland waren meine Mitschüler und die meisten Lehrer und Offiziellen Verfechter einer völligen «deutschen Unschuld» und die darum mit Vehemenz für die sprachverwandten Zentralmächte einstanden. Auch die deutschschweizerische Presse, vor allem die Lokalblätter, fühlten sich mit dem deutschen Denken verbunden.

Es ist mir heute bekannt, dass sogar einflussreiche Zeitungen der Stadt Zürich von der deutschen Propaganda Schmiergelder entgegengenommen hatten. Sogar die in Mittelstandskreisen viel gelesene «Züricher Post» hatte die hohle Hand hingehalten. Demgegenüber erhob Hubschmid mit tiefgründigen Überlegungen die ethischen Werte einer wahren Demokratie ins Licht sozialer Gerechtigkeit.

Aus «unterirdischen Kanälen» vernahmen wir Seminaristen, dass sich Hubschmid im Lehrerzimmer mit deutschgesinnten Scharfmachern herumzuplacken hatte, die ihm sogar vorwarfen, dass er, der im Schillerkragen und ohne

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Kopfbedeckung im Seminar aus- und einging, sich damit der gebotenen Etikette nicht zu unterwerfen imstande sei. Gehörten doch wenn immer möglich Frack, Stehkragen und vor allem exakt vorstehende Manschetten zum Auftritt der mit dem Doktortitel ausgezeichneten Herren! Mehrere der Lehrkräfte waren durchaus nur germanophil eingestellt, und andere ihrer Kollegen wagten sich aus «Neutralitätsgründen» kaum zu äussern.

Noch einen grossen Vorzug genossen wir dank Rouget. Er räumte uns das Recht ein, jederzeit Fragen irgendwelcher Art an ihn richten zu dürfen. Bei dieser Grosszügigkeit musste es darum öfters vorkommen, dass die Pausenglocke schon zum Abbruch der Lektion mahnte, bevor er zu dem sich vorgesteckten und wahrscheinlich auch geforderten Pensum vorzustossen vermochte.

Viel Zeit räumte er als Ethymologe jenen Fragestellern ein, welche die Abklärung eines Wortes oder eines Dorf- oder Flurnamens zu erfahren wünschten. Er erwies sich als Meister, wenn er die oft anspruchsvollen Fragen des Rütners Gottlieb Peter, des Hottingers Paul Winkler, des Seefelders Hermann Huber abzuklären hatte. Statt vieler Beispiele diene eine damals von mir erhobene Frage. Ich begehrte zu wissen, wieso der Zürcher Oberländer sagen könne, es schneie «rooss». Dieser Ausdruck habe doch sicher nichts mit «gross» zu tun.

Aber siehe: Die Antwort kam wie geschossen: «Nein, gewiss nicht. Aber Sie kennen das Wort ‹räässs›. Das bedeutet doch bekanntlich scharf oder kräftig. Nun sagte man vor 200 und mehr Jahren noch nicht ‹räässs›, sondern ‹raass›. Aber da die Oberländer das Aa zu Oo verdunkeln wie noch viele andere Bergbevölkerungen, so lasst Ihr eben bei Euch in Wald oben ‹rooss›, mit andern Worten also kräftig schneien.»

Dies erklärte mir aber nicht ein Lehrer, der selber aus dem Oberland stammte, sondern der Berner ab Guggisberg. Aber unser Rouget war eben ein Universalsprachgelehrter, der z. B. auch oft an Wörtern keltischer Herkunft herumknobelte und auch in jenem Bereich viel Verborgenes ans Licht beförderte.

Einmal sahen wir unsern J. U. Hubschmid traurig und verlegen. Ein Schüler unserer Klasse, nie der Schüchternste, der zu allerlei Allotria immer aufgelegt war, kam eines Morgens in der raschen Art unseres Rouget zur Klassentür unseres hochgelegenen Zimmers hereingestürmt und ahmte, allerdings stark übertreibend, in Gestik und Stimme unseren Lehrer verblüffend gut nach. Er blickte fragend und suchend über unsere Köpfe hinweg und rief: «Na, hören wir heute einen Vortrag? Wer ist denn an der Reihe?» Dann aber entdeckte er, dass Rouget bereits in der hintersten Bank sass, weil er frühzeitig angerückt war. Der «Missetäter» vergass sich in seinem Schrecken zu entschuldigen, aber unter uns andern brach ein Huronengebrüll los. Rouget erhob sich errötend, wagte einige Schritte nach vorn und einige wieder zurück. Man erkannte leicht, dass er den Affront kaum ertrug und Mühe hatte, ihn zu bewältigen. Schliesslich gelang es ihm aber doch, seinen Unmut zu meistern und mit dem Unterricht zu beginnen.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Ein anderer Lehrer hätte vielleicht die seelische Kraft gehabt, herzhaft mitzulachen, aber in des Gelehrten Brust lebte offenbar eine zarte Seele. Jenes Erlebnis muss mir damals Eindruck gemacht haben, dass es möglich ist, den «kleinen Zwischenfall» noch nach fast 60 Jahren nachzuerleben. Ich bringe diesen Umstand mit meiner Anhänglichkeit zu J. U. Hubschmid in Verbindung.

Mit gelindem Schrecken gedenke ich unseres Lehrers in der Mathematik, *Prof. Friedrich Scherrer,* der für seine wissenschaftlichen Verdienste später noch mit dem Dr. h. c. ausgezeichnet worden ist. Nicht, dass der damals schon recht betagte Schaffhauser ein irgendwie schrecklicher Mensch gewesen wäre, nein, bewahre! Aus seinen grossen, kugeligen Augen, die hinter seinen Brillengläsern hervor leicht feucht schimmerten, sprach sogar die Vornehmheit, ja sogar die Güte eines grundanständigen Menschen. Nein, der Schrecken rührte von meiner Ohnmächtigkeit in der Algebra und in der Trigonometrie her, Fächer und Wissensgebiete, die mich im stillen oft fast zum Verzweifeln brachten.

Als ich die 3. Klasse der Walder Sekundarschule verliess, wusste ich allerdings um gewisse Schwächeanfälle auf diesem glitschigen Parkett, aber im Abgangszeugnis glänzten für jene zackigen Disziplinen immer noch Bewertungen zwischen 5 und 6. Aber die nachfolgenden vier Jahre gleichen einer immer steiler abfallenden Rutschbahn. Aber nicht nur bei mir allein. Beinahe die gesamte «Belegschaft» glitt bis auf wenige «Ausbünde» die Halde abwärts. Wenige Sattelfeste, wie z. B. unser Hermann Stucki und Heinrich Lips, verhinderten mit kameradschaftlicher Hülfe direkte Abstürze im Gebirgsland von «Mathematien».

Während wir in unserer Klasse von einem Verhängnis sprachen, waren wir gleichzeitig davon Zeugen, wie die meisten Schüler in der A-Klasse Sprosse um Sprosse die Leiter emporkletterten. Ihr Mathematiklehrer, *Prof. Dr. Gerlach,* ein Deutscher, der sich an Krücken fortbewegte, verstand seine Schüler zu fesseln und anzuspornen. Unser Versagen war darum eindeutig dem methodischen Ungeschick *unseres* Instruktors zuzuschreiben. Scherrer selbst war ein hochbegabter Rechner und Geometriefuchs, aber er schwebte *zu* hoch über unsern Köpfen, so dass wir seinen umständlich vorgetragenen Sequenzen manchmal einfach nicht zu folgen vermochten. Weil wir einsahen, dass wir seinen Eskapaden nicht nachturnen konnten, gaben wir unsern «zerhackten Geist» auf und wurden zu Treibholz.

Oder wir verlegten uns auf die verschiedensten Nebenbeschäftigungen. Mein Banknachbar, Paul Winkler, entwickelte, da dafür überaus talentiert, seine Karikaturkünste, deren Ergebnisse oftmals die Gesichtszüge unserer Professoren offenbarten. Ich hingegen begann, meiner Neigung entsprechend, Reime zu schmieden, welche von meinen Kameraden kopfnickend gutgeheissen wurden. Dann gab es wieder solche, welche sich dem Genuss ihrer mitgebrachten Schokoladen widmeten oder gar, wenn die Fenster offenstanden, einige Nikotinwölklein gegen den grossen, schön angelegten Seminargarten hinaussandten. Man versuchte einfach den schneckenträge dahinschleichenden Stunden etwas entge-

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

genzusetzen. Ja, aber dann, wenn Rho, wie wir Professor Scherrer in Anlehnung an die griechischen Geometriezeichen nannten, unversehens von uns ein «Extemporale» oder eine «Klausur» forderte? Nun, dann wurden die «Lösungen» eben bei höchster Unsicherheit zu Papier gebracht, und wenn Rho uns diese andern Tages kontrolliert zurückbrachte, so wurde das Débacle nicht nur uns, sondern auch unserem Methodiker sichtbar.

«Wissen Sie, es kommt einer Katastrophe gleich, was Sie mir an Unsinn abgeliefert haben!» Der Gute war offenbar aus den Wolken gefallen. Er geruhte dann, die Aufgaben mit uns nochmals zu besprechen, und wenn er wahrnahm, dass da und dorten ein Hoffnungsfünklein aufglomm, so war es Scherrer, der ewig Nachsichtige, der uns mit einem zufriedenen Kopfnicken dankte.

Es war wirklich so: Man konnte dem Mann, der früher als Oberst in einer der Gotthardbefestigungen den Artilleristen die Aufgaben über Ballistik verständlich zu machen hatte, einfach nicht böse sein.

Er schwebte mit seinem Wissen einfach hoch über uns, in einer Wolke allerdings, die unsere Stunden überschattete. Kein Wunder, dass unserem Rammel der Geduldsfaden einmal riss. Er schmiss eines Tages die «Rho-Bibel», eine mit Formeln und Gleichungen angefüllte, von Scherrer entwickelte und hektographierte «Bibel», zum Fenster hinaus, wo diese der Frau Seminardirektor gerade in die Wäschezaine fiel und die Basler Aristokratin nicht wenig erschreckte. Ein anderes Mal – es ging gegen den Herbst – schlich Rammel auf leisen Sohlen zum Sims, schwang sich über die Brüstung, liess sich ins Geäst eines Birnenspalierbaumes niedergleiten und kehrte nach einer Minute, an einer saftigen Birne kauend, an seinen Platz zurück, ohne dass unser ereiferter Dozent, der mit einer Kreide zwischen den Fingern die Wandtafel traktierte, von diesem kecken Manöver etwas bemerkt hätte. Wir andern hatten dabei Mühe, vor Lachreiz nicht aus den Nähten zu platzen. Ach, Herr Scherrer war eben auch körperlich nur noch ein wenig beweglicher Senior geworden, sicher lange nicht mehr so gelenkig, wie er noch «einst im Mai» als Offizier in irgendeiner Kasematte des Bätzberges ob Andermatt die Geschützrohre gegen einen Flecken im Bedrettotal richtete.

Diese letzte Exkursion Rammels fand noch ein hübsches Nachspiel. Kurz nach dem Vorfall erschien in der Pause die Frau unseres Direktors – die Wohnung befand sich im obersten Stockwerk – in unserem Klassenzimmer mit einem Korb voll Birnen. Mit gütiger Hand spendete sie uns Bengeln von diesen Früchten, allerdings von der leicht spöttischen Bemerkung begleitet, dass sie doch verhüten möchte, dass einer von uns beim Birnenstehlen über die Spalierwand hinabstürze...

Diese mütterliche Geste bewirkte, dass sich Frau Zollinger die Herzen von uns allen im Nu eroberte, während Rammel als leicht Düpierter dasass. Er war halt bei seiner «Klauerei» eben doch beobachtet worden.

Dass es in der Schweiz damals noch möglich war, ohne einen entsprechenden,

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

vorbereitenden Bildungsgang Seminarlehrer zu werden, erkannten wir aus der Existenz unseres hochgewachsenen Kalligraphielehrers *Jean Keller,* von uns kurzerhand Caro genannt, weil er die «Häuschen», also die Carrées der Heftseiten als Caro bezeichnete. Dieser schlichte Bürger war als Erfinder einer neuen, wirklich brauchbaren Schreibhandtechnik, bei deren Ausübung man den Schreibkrampf einfach nie «überbekommen» könne, vom Tösstaler und Winterthurer Webermeister zum kalligraphischen Wegweiser an den Seminarien Unterstrass und Küsnacht aufgestiegen. Wenn wir der ausgedehnten Schreibübungen – Pendelbewegungen und Kreiselmanöver – wieder einmal müde geworden waren, fragte unser Klassenpräses, Paul Winkler, unseren Professor Keller, ob er nicht wieder einmal so gütig sein möchte, uns die interessante Geschichte seines Aufstieges zu schildern. Anfragen in diesem Sinne rührten ihn dermassen – wir wussten es aus den Erfahrungen der älteren Jahrgänge –, dass er einem solchen Wunsche gerne stattgab. Daher geruhte er dann lächelnd zu bemerken: «Also denn – lägen Sie bitte den Fäderenhalter für eine Weile zur Seite!»

Und darauf liess er los und hörte nicht mehr auf, bis die Korridorglocke uns in die Pause und den Erzähler ins Lehrerzimmer zurückrief.

Dieses grausame Spiel wiederholten wir während des ersten Seminarjahres vielleicht dreimal, ohne dass der leicht angegraute Schreibtechniker ahnte, dass wir mit ihm eine freche, aber uns amüsierende Schindluderei trieben. Man ersieht daraus, dass wir Schüler – als Erstklässler von den ältern Mitschülern «Ferkel» genannt – nicht immer jene Braven waren, als welche wir uns oftmals durch die Tage und Monate hindurchzuheucheln versucht hatten.

Wohlverstanden – nur unter gewissen Umständen und «Sachzwängen», wie man solche Situationen heute nennt! Sonst aber benahmen wir uns «normal». Dies war schon beinahe notwendig. Bezeichnen doch unsere welschen Brüder ein Lehrerseminar als «Ecole normale»!

Es liegt nicht in meiner Absicht, die ungefähr 20 Seminarlehrer von damals «vorzunehmen». Mein Versuch, die Herren, welche längst verblichen sind, posthum nochmals durchzuhecheln, entbehrt jeder Absicht und ist frei von Rachegefühlen, wohlwissend, dass man mir als Mensch und Lehrer auch dies und jenes ankreiden könnte. Aber einigen Lehrern aus den Jahren von 1916 bis 1920, als doch noch so viele Dinge ganz anders lagen, als dies heute der Fall ist, möchte ich doch ein bescheidenes Gedenken gönnen, ergibt sich doch bei einer Rückschau auch allerlei Lokalgeschichtliches aus Küsnachts Vergangenheit.

Einer, der mir noch jetzt am Herzen liegt, war *Prof. Dr. Paul Suter,* der aus Aesch bei Birmensdorf stammte und welcher der Vater der Migros-Grösse, Nationalrat Suter, ist. Weil unser Doktor Suter eher kleinen Wuchses war, nannten wir ihn verniedlichend einfach «Päuli». Dass ein Päuli aber auch zu täubeln versteht, ist begreiflich. Wenn er zeitweilig gehässig wirkte, war daran seine eigentliche Natur nicht schuld. Der damals etwa 55jährige mit äusserlich

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

ledrigem Gesicht hatte gegen Magengeschwüre anzukämpfen, ein Leiden, das ihm oftmals wahrscheinlich schmerzlich zugesetzt hat. Er war wohl mehr als froh, wenn er abends der Komturei den Rücken zukehren und sich in sein hochgelegenes Heim am Dilileeweg zurückziehen durfte.

Während er sich etwas mühsam mit alt- und mittelhochdeutschen sprachlichen Hinterlassenschaften auftragsgemäss herumzuplacken hatte, schlürften wir seine Bemühungen wirklich keineswegs wie Nektar und Honigseim in uns hinein. Er, eine Künstlernatur, war für jene halsbrecherische Trocken- und Brockenlandschaft auch nicht geschaffen. Schon eher beheimatet war er bei Walther von der Vogelweide und den Minnesängern. Erst recht fühlte er sich in herrlichen Gefilden seelenwohl, wenn er bei Mörike, Eichendorff, bei Gottfried Keller und C. F. Meyer oder auch bei einem Carl Spitteler, Meinrad Lienert, Alfred Huggenberger verweilen durfte. Zum vollendeten Genuss wurden uns seine Leseproben aus neueren Lyrikern oder Erzählern. Wenn ihn die Lust anfiel, aus deren Werken zu rezitieren, wurde es im Klassenzimmer so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören müssen. Einige der neueren Poeten kannte er persönlich, so auch Jakob Bosshard aus Stürzikon, Gymnasialdirektor in Zürich, der in jener politisch bewegten Zeit eben seinen «Rufer in der Wüste» veröffentlicht hatte. Über allen aber thronte für ihn Goethe, beinahe wie ein Gott verehrt. Aus dessen «Faust» holte er alle Lebensweisheiten heraus, riet uns aber von der Lektüre des zweiten Teils ab, weil wir dem Altmeister aus Weimar in dessen versponnene Sphären hinauf doch nicht zu folgen vermöchten.

Ich selber empfand das beruhigende Gefühl, mich bei Paul Suter geborgen zu wissen, wofür ich ihm bis übers Grab hinaus zu Dank verpflichtet bin.

Mit meinen Aufsätzen, von ihm selbst gefördert, erzielte ich beste Qualifikationen, obwohl ich nie ein «Nötlischinder» gewesen. Seine guten Bewertungen dienten mir im 4. Seminarjahr als standfeste Fortifikationen, weil gewisse Lehrkräfte den «Rebellen aus Wald» am liebsten nicht mehr im alten Kloster gesehen hätten. Paul Suter hat aber offenbar zu mir gehalten. Ich weiss das aus drei Feststellungen, die ich nicht vergesse. Unter den letzten Aufsatz, den ich am Ende des vierten Jahres ablieferte, schrieb er die Bemerkung: «Bravo, der Weg ist gefunden!» Ich kenne seine Einstellung zu mir auch aus einem Brief, den er mir nach dem Seminar nach meiner ersten «Provinz» auf die Strahlegg hinaufgesandt hatte. Auch hatte er sich schon vorher nach einem zuverlässigen Zeugen gegen Ende der Schulzeit in der Wirtschaft zur Alten Post an der Seestrasse positiv über mich ausgesprochen. In jener honorablen Gaststätte, wo sich unsere Magister mindestens einmal in der Woche zur Entspannung und zum Jass zusammenfanden, sprach er sich meinen «Gegnern» gegenüber folgendermassen aus: «Ich kann doch diesem Burschen nicht böse sein, liefert er mir doch Aufsätze ab, so umfangreich wie Broschüren und obendrein von solcher Qualität, dass ich sie mit einer ‹6› qualifizieren muss.» Man verzeihe mir, wenn ich alter Esel an solches erinnere!

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Wahrscheinlich fühlte er schon nach wenigen Jahren sein Ende herannahen. Er sah es leider in die Nähe gerückt durch seine krebsartig gewordenen Magengeschwüre. Sein Kollege, der temperamentsvolle Gesangspädagoge Professor *August Linder,* den wir «Tiger» nannten, hat mir später einmal erzählt, dass Dr. Suter sein Leiden standhaft durchlitten habe. Der Künstler, der er, wie angedeutet, eben einfach auch war, schrieb auf seinem Krankenlager ein Gedicht, in welchem der Wunsch zum Ausdruck kam, dass die Erde Seele und Leib ausglühen möchte bis sein Wesen schlackenrein geworden. – Ich werde Paul Suter in bester Erinnerung behalten.

Prof. Dr. Theodor Flury, kurzerhand zum «Fludry» herabgewürdigt, was er aber durchaus nicht verdiente, war wie der minutiös präzise, manchmal pedantisch wirkende Lehrer der Naturwissenschaft, *Prof. Dr. Frey,* auch ein Solothurner. Flury war der philosophische Exponent des Seminarkonvents. Er instruierte uns in einem makellosen Französisch, also in jener eleganten Sprache der Diplomatie des 19. Jahrhunderts. Nicht zu unserer sprachlichen Förderung, aber geistig doch Gewinn bringend, verlor er sich manchmal in psychologisch-philosophische Betrachtungen bis das Glockenzeichen Schluss gebot.

Er verwies uns oft an seinen Bruder, der als Zahnarzt in Zürich tätig war. Diesem und dessen Assistentinnen hielt er gerne seine Seminaristen als Klienten zu. Die Honorare, welche dieser forderte, entsprachen zwar unseren meist mageren Geldsäckeln, hingegen wurde der dentistische Erfolg zu oft schmerzhaften Praktiken an uns Versuchskaninchen herbeigeführt. Ich wurde beim Prozedere nicht vom Chef selber behandelt, sondern von einer hellblonden Dänin, einer für mich wirklich «gelben Gefahr». Obwohl sie mich immer wieder fragte, ob es «smäärze», fuhr sie mich fort zu peinigen, bis ich der Marter wegen beinahe in die Lüfte ging. Auch wenn bei Wurzelbehandlungen der Nerv trotz ihrer Einlagen noch nicht abgetötet war, wurde einfach weiter gehandlangert.

Einen andern Bruder hatte Flury in Lyon, der dort als Kaufmann tätig war. Von diesem behauptete er, dass er die Geographie Frankreichs bis auf dessen Nebenwege hinaus bestens kenne, da er eben extravertiert sei. Er aber, als ein nach innen Blickender, kenne sich im Labyrinth der Seele aus, was wichtiger sei.

In seinen Lektionen machte er uns in angenehmer Weise gern mit Lafontaines Fabeln bekannt, aber auch mit Monsieur Molière, und ganz besonders gerne verweilte er mit uns bei Alphonse Daudet und dessen herrlichen «Lettres de mon moulin». Mit seinen philosophischen Betrachtungen erging er sich bis ans Ende des Fruchtbringenden. Unser Zulu, bürgerlich als Heinrich Mauchle eingeschrieben, montierte zwischen Pultdeckel und Tisch eine locker sitzende «Sperre», die, weil Flury gerne von dieser Klappe, auf welcher er sich niedergelassen, uns mit seinen Tiraden übergoss, wobei es dann hin und wieder vorkam, dass Flury mitten in seinem Hochflug um einen Rutsch tiefer absackte. Darauf liess der eine Strange von «sacrés bleus» über seine scheinbar verdutzt dreinblickenden Hörer niederschmettern!

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Dr. Flury, der besonders gerne die Konfessionen miteinander verglich, landete gewöhnlich bei der Feststellung: «Sans le pain spirituel, l'homme retomberait à l'état de bête», einer Wahrheit, der ich jetzt noch beipflichte. So der Mensch von heute weiterfährt, das geistige Brot zu meiden und dafür törichtem Ersatz nachwildert, werden wir mit Sicherheit dem geistigen Zerfall und der Zersetzung entgegensteuern, sofern er dieses «Ziel» nicht schon bereits erreicht hat. Was gerade zu jener Zeit Oswald Spengler in seinem «Untergang des Abendlandes» schon prophezeit hat, wird heute von Tag zu Tag in Kultur und Politik deutlich sichtbar.

Zum Abschluss der leicht kritischen Sicht auf eine Anzahl unserer damaligen Lehrkräfte wage ich mich noch an zwei besonders interessante Typen heran, an zwei Herren, die als Hilfskräfte von Zürich heraufkamen, um uns in die Religionsgeschichte einzuführen. Apropos: *Geschichte der Religionen,* aber ja nicht Religion selber! Das Seminar Küsnacht, von Thomas Scherrs Zeit her dem Liberalismus verpflichtet, darin bestärkt durch den Naturwissenschafter Wettstein (Darwin!), wagte es auch zu unsern Zeiten noch nicht, der Religion den ihr gebührenden Platz zuzuweisen. Um so mehr kam dieser Aufgabe das evangelische Seminar in Zürich-Unterstrass nach.

Nun, unser erster Religionsgeschichtslehrer hiess *Oskar Pfister,* Dr. phil., Pfarrer zu Predigern. Ich mochte ihn schon deshalb gut leiden, weil er früher als Pfarrer in meiner Heimatgemeinde Wald gewirkt und den meine Mutter in jener Zeit noch persönlich gekannt hatte. Er galt damals besonders viel bei den Befürwortern und Verfechtern der *Psychoanalyse.* Er, wie der Begründer dieser pseudowissenschaftlichen Erkenntnisse, Professor Sigmund Freud in Wien, schrieben in jenen Jahren dicke Bücher über diese pricklige Materie, Schriften, die auch wir gierig verschlangen, ohne sie aber recht zu verstehen. Pfister wagte es, auch in unserem jugendlichen Kreis die Analyse der Seele oder des Seelenlebens als vordringliche Aufgabe der Zeit zu verteidigen und diese aus liberal-christlicher Sicht als religiöse Pflicht ins hellste Licht zu rücken. So deklarierte er: «Wenn schon die Nächstenliebe unser höchstes Gebot sein soll, so obliegt mir die Pflicht, seelisch bedrückte, depressive Menschen durchs Mittel der Analyse aus ihrer Verstrickung herauszuhelfen.»

Wenn er solche Thesen verfocht, begannen seine ohnehin rosigen Wangen fast zu glühen, und in seinen lebhaften Augen blitzte und funkelte es, so dass man herausspürte, dass unter den Herren Psychologen und Allgemeingelehrten damals heftige Fehden ausgefochten wurden, von denen wir nur am Rande etwas zu spüren bekamen. Es bestanden vor allem schwere Differenzen wegen der Bedeutung des Sexuellen in der Bewertung des psychoanalytischen Gutes. Viele der Herren überwarfen sich total wegen der Meinungsverschiedenheiten.

Dr. Pfister wartete auch mit Beispielen aus seiner psychoanalytischen Praxis auf. Vorausschicken möchte ich, dass die Bedeutung eines *Traumes* als besonders wichtig hervorgehoben wurde. Hier ein Exempel:

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Ein Zürcher Bürger suchte Dr. Pfister auf und erklärte ihm, einen unheimlich deutlichen, aber absonderlichen Traum geträumt zu haben. Seine Frau sei ihm als wundervoller Engel begegnet. (Der Laie denkt bei einem solchen Bild an etwas durchaus Erfreuliches.) Durch die Befragung des Ratsuchenden – nach einer bestimmten Methode – fand Pfister heraus, dass sein Explorand im Grunde genommen seine Frau gar nicht leiden mochte, ja, dass er sie sogar hasste.

Pfister: «Sie möchten Ihre Frau eigentlich am liebsten beseitigt wissen? Seien Sie ehrlich, und sagen Sie die Wahrheit!»

Zögernd gab der Mann zu, dass er heimlich schon gewünscht habe, sie möchte durch den Tod von ihm geschieden werden.

Pfister: «Gut, aber da Sie im Grunde genommen ein anständiger Mensch sind und Ihre Frau niemals ermorden könnten, so haben Sie einen solchen Gedanken verdrängt. Aber er kam in Ihrem Traum wieder zum Vorschein. Träume sind oft nichts anderes als verdrängte Wünsche. Und gerade *Ihr* Traum stellt verhüllt die Erfüllung Ihres geheimen Wunsches dar. Der Traum liess Ihre Frau als *Engel* erscheinen, also als eine Verstorbene, aber glücklich geborgene! Ich rate Ihnen nun, Ihre Frau herbeizurufen, damit wir in aller Ruhe den Casus besprechen können.»

Dieses Beispiel mögte genügen. Man erkennt, dass die Psychoanalyse manches zutage fördert, das unterschwellig brodelt. Aber ein Skeptiker wird erkennen müssen, dass die Analyse auch aufs Glatteis hinausführen kann – also ein überaus heikel Ding ist. Und es wundert mich daher keineswegs, dass diese Wissenschaft sich eigentlich nur sporadisch, aber nicht bahnbrechend durchgesetzt hat.

Prof. Dr. Ludwig Köhler von der Universität Zürich wirkte in Küsnacht als Oskar Pfisters Nachfolger, den wir übrigens Jawe oder auch Muladschadi genannt hatten.

Köhler, damals in den besten Mannesjahren, kam in der Regel zu Fuss von Zürich nach Küsnacht marschiert – also eine gute Stunde weit. Oftmals aber schien er geflogen zu kommen. Pelerine, Schlapphut, flatternder Schlips als «Propeller» verwandelten ihn in den «Fliegenden Holländer». Vor allem, wenn der Wind ihm entgegenblies und seine Schritte zu zähmen drohte.

Ohne Zweifel war er sehr intelligent und vielwissend, dafür auch entsprechend stolz und kühn in Gestik und Gehabe. Von Geburt aus war er übrigens ein Deutsch-Rheinländer, dem man aber diese Herkunft kaum anmerkte, da er als Sprachgenie sich unser Schweizerdeutsch ohne grosse Mühe angeeignet hatte.

Als er erstmals in unserem Klassenzimmer aufkreuzte – waren wir damals nicht schon Drittklässler? –, spreizte er sofort seine langen Arme, stützte sie auf zwei einander gegenüberstehende Bänke ab und begann, wie an einem Barren turnend, seine langen Beine hin und her zu schwingen, um sich dabei gleich vorzustellen: «Ich bin ein Mensch und heisse Köhler. Daneben wirke ich als Theologe an der Uni in Zürich.»

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Es dauerte keine Stunde, bis er plötzlich die ganze Klasse heftig erschreckte, indem er einen Klassenkameraden furchtbar andonnerte, weil dieser sich zu schwatzen erlaubt hatte. Wir fanden aber bald heraus, dass dieses Benehmen ein fertiger Theatercoup war, um uns für alle Male klarzumachen, dass er nicht die leiseste Störung dulde. Wir mochten Köhler aber trotz seines theatralischen Anfluges gut leiden; denn er verstand zu fesseln und versuchte im übrigen, uns zu Freunden zu gewinnen.

Ich will hier nur noch beifügen, dass er uns einmal von seinem Besuch des Heiligen Landes erzählte. Es existierte damals noch kein Judenstaat, wie es ja auch noch nie ein staatliches palästinensisches Gebilde gegeben hat, dafür viel an Bettelpack. Einmal, so erzählte er uns, sei er von einem arabischen Gesindel, bestehend aus Männern, Frauen und Kindern, geradezu verfolgt und schwer belästigt worden, weil man ihn unablässig um milde Gaben angefleht habe. Als er sich der unerwünschten Schar nicht mehr zu erwehren gewusst, hätte er sich plötzlich zurückgewandt und habe das «Geschmeiss» auf urchig Zürichdeutsch angefahren und erschreckt. «Ihr verdammte, verruckte, fuule chäibe Taagidieb – faared ali zum Tüüfel!» Die Wirkung seines unerwarteten Donnerwetters sei fabelhaft gewesen. Binnen einer Viertelminute sei alles Bettelvolk, dem er anfänglich noch etwas Geld gespendet hätte, «butz und bänz» verschwunden gewesen... Erstens hätten jene Palästinenser noch nie eine so völlig fremde Sprache gehört, und zweitens sei er ihnen wohl wie ein böser «Deus ex machina», als ein verderbenbringender Geist, vorgekommen.

Mit diesem spektakulären Bericht schliesse ich das Kapitel über unsere einstigen Magister ab und hoffe dabei, dass die verhältnismässig wenigen Kollegen, die noch am Leben sind, mir meinen Bericht als richtig bestätigen. Wenigstens dann, wenn ich ganz am Schluss auch noch *Papa Lüthi* erwähne, unsern gereiften, aber auch versierten Lehrer der Methodik und Pädagogik. Er gehörte zu meiner Zeit bereits zur älteren Generation, was der melierte Bart, der hochgeschlossene Rockkragen, die ledrig-gelbe Gesichtsfarbe und die ebenso durch ihr Alter verfärbten und vergilbten Notizenzettel unterstrichen. Aber was er uns anzubieten hatte, war aus der Praxis herangereiftes Lehrgut, was wir aber leider erst später einsehen lernten. Nicht wahr, Paul Winkler, Heinrich Lips, Hans Mantel und Otto Wegmann, die ihr noch neben etlichen andern aus der A-Klasse mit mir zu den Lebenden und auch Lebendigen gehört – ihr werdet in diesem Punkt mit mir einig gehen? Ihr schweigt, weil ihr mich jetzt nicht sehen könnt. Aber das Schweigen bedeutet für mich ein – Ja!

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch